

Spiele und Feste japanischer Kinder

Autor(en): **Boeck, Kurt**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **13 (1909)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572961>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Japanische Kinder Spiele Abb. 1. Das Konfonchi-Spiel.

Spiele und Feste japanischer Kinder.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

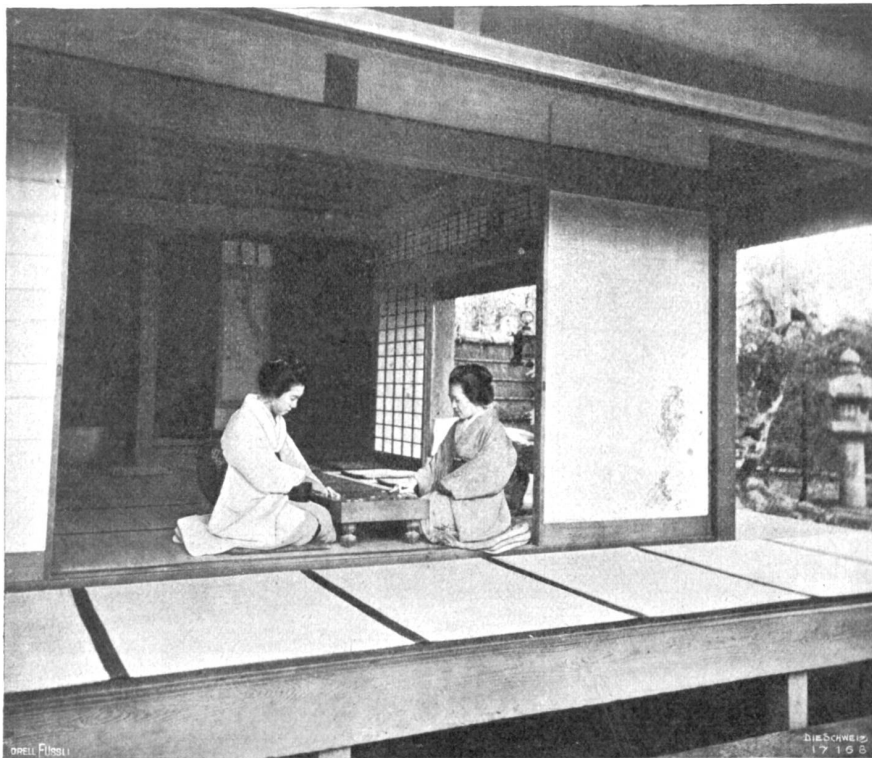
Mit sieben Abbildungen.

Japan ist das „Paradies der Kinder“! Kinder haben es zwar überall gut; sie ahnen noch nichts von all den Hindernissen oder gar Scheußlichkeiten, die das Dasein einst auch in ihren Freudenbecher als Wermutstropfen schütten wird, und rings um den ganzen Erdball müht man sich, ihnen möglichst viel Vergnüglichen auf die Anfangsprossen der Lebensleiter zu zuckern. Der Sprößling eines japanischen Elternbundes aber hätte vor allen ein Recht, aus Fröhlichkeit ob dem ihm zuteil gewordenen Lose beständig von einer Ohrgegend bis zur andern zu lächeln; denn keinem Neugeborenen kann es glückvoller fallen. Doch, o über diese verkehrte Welt dort hinten — oder richtiger, dort vorn — im Lande der aufgehenden Sonne! Mit unererschütterlich gleichmütigem Ernst nimmt das ganz nach Art der Erwachsenen gekleidete und uns darum urpugig anmutende Baby alle ihm zugebachten Erheiterungen entgegen, bis ihm in der Kleinkinderschule der Star gestochen d. h. beigebracht wird, das Gesicht lachend zu verziehen, sobald körperlicher oder seelischer Schmerz dessen Ausdruck beeinflussen will. Fürwahr, dies fast automatisch eintretende Lächeln bei Mann und Weib, ganz gleich ob eine unschätzbare Cloisonné-Vase in Scherben fiel oder das traute Heim ein Raub des roten Hahnes wurde, ob die einzige Büffelkuh oder eine Schwiegermutter verschied, dies Allzuviel an Selbstbeherrschung könnte einem mimisch weniger gut dressierten Menschen wohl schließlich auf die Nerven fallen und das ganze unheimlich-heimelige Japan vergällen, wenn — nun ja, wenn dies Lächeln nicht auch dort hübsche Menschen schier bis zur Unwiderstehlichkeit verschönte. Im allgemeinen aber kommt man leider allzu oft in Gefahr, gleich dem pflaumenweichen Dänenprinzen nach dem Notizstift zu greifen,

es niederzuschreiben, daß einer lächeln kann, stets lächeln und doch — weder vergnügt noch liebenswürdig sein.

Den Kindern gegenüber fließt aber in Japan wirklich jeder und jede vor ungeheuchelter Liebenswürdigkeit über, just als ob man ihnen die Ahnenverehrung recht leicht machen wolle. Aber dieser allseitige Ueberfluß an gutem Willen, den winzigen Menschlein Freude zu machen, stumpft deren Erkenntlichkeit dafür ab und löst aus den rasch blästert werdenden Mienen der Dankbarkeit freundliche Züge. Es muß ja so sein! scheint das japanische Kind gelassen zu denken, selbst wenn Vater und Mutter und Großmama vor ihm Rad schlagen oder auf dem Kopfe stehen, um ein gnädiges Lächeln ihres Abgöttleins zu erhaschen. Ahnte nur das so prozig aus dem Kegelfugelköpfchen guckende Wurm, was für Mißvergnügen seiner harren würde, wenn es das Unglück gehabt hätte, als unerwünschtes Töchterlein in der Hungerleiderhütte eines indischen oder chinesischen Kulis das Licht des Tages zu begrüßen! Doch von derlei Mißachtung als Folge fühlloser Nützlichkeitsrechnung bleibt das japanische Mädchen verschont; seiner Jugend lächelt Vaterliebe und Mutterzärtlichkeit wie der des Knaben!

Schon frühzeitig wird allen Japanern liebevolle Behandlung der Kinder anerkundet. In einem Alter, wo das kleine Mädchen sich selbst kaum aufrecht bewegen und in den Stelzjambalen noch nicht einmal flott herumtappeln kann, wird ihm bereits ein noch jüngeres Kindlein aus dem Kreise der Angehörigen als fortan unzertrennliche Begleitung fast auf den Rücken gebunden, während ältern der breite, steife Obi-Gürtel, oft auch nur die rücklings verschränkten Arme für die lebendige Last zu Stützpunkten werden. Lebensgefährlich erscheinen



Japanische Kinder Spiele Abb. 2. Japanisches Holzhaus mit Papierfenstern und Matten, auf denen zwei Mädchen Go spielen.

uns die Bewegungen des lose hin- und herschlenkernden Köpfchens solcher kleinen Wesen bei den unbekümmerten Drehungen und Biegungen ihrer Trägerinnen; doch nie ist mir zu Ohren gekommen, daß diese ungeheuerlichen Zumutungen andere als vorteilhafte Folgen für die Entwicklung elastischer — um nicht zu sagen affenartiger — Beweglichkeit der Kinderchen hätte.

Die Gelenkigkeit der Japaner wird aber noch durch andere Eigenheiten ihrer Lebensweise gefördert: durch das Fehlen von Sitzvorrichtungen, als da sind Sessel, Bänke, Sofas oder Hocker, und durch Benutzung des allerdings stets mit sauber geflochtenen Matten aus Reisstroh belegten Fußbodens als Tisch, genauer gesagt als Tisch und Divan zusammen (vgl. Abb. 2). Auf der Matte kniet, hockt und kauert Mann und Weib und Kind und Magd bei allen Verrichtungen, bei der Arbeit wie bei den Mahlzeiten, aber auch beim Spiel. Doch gerade dieses unablässige Auf und Nieder, dieses unermüdbliche Beugen und Winden der Körper und Glieder gibt diesen eine für uns kaum erreichbare Geschmeidigkeit. Jenes Bekleiden des Fußbodens mit zartfühlenden hellen Matten aber, die jeder Stuhl zerfehen würde, macht es nötig, daß der Eintretende sein auf der Gasse getragenes unsauberer Schuhzeug hübsch vor der Tür läßt, wobei es allerdings weniger Mühe macht, aus japanischen Sandalen (vgl. Abb. 3) als aus unsern qualvoll engen Stiefelchen heraus und in die molligen weißen Socken zu schlüpfen, mit denen man in das Empfangszimmer tritt oder vielmehr hineinschleicht.

Daß unter den Straßenerscheinungen Japans der fliegende Spielsachenhändler nicht knapp vertreten ist, wird nach dem eingangs Gesagten nicht wundernehmen (vgl.

Abb. 4). Schon für den Bruchteil eines Hellers kann die Kindsmagd dem ihrer Obhut anvertrauten Knirps irgendwas von den bunten Herrlichkeiten bescheren, die diese Hausierer auf Tragstaffeln zur Schau stellen: ein flatterndes klapperndes Fähnlein, einen aufblasbaren Fisch oder Frosch oder Krähballon oder sonst ein staunenerregendes Spielzeug. Der billige Preis dieser Kinderkitzchen erlaubt selbst dem Ärmsten ihre Anschaffung, und lieber leidet eine japanische Mutter Hunger, als daß sie einen Festtag vorübergehen läßt, ohne ihrem Augäpfelchen einen spaßigen Land geschenkt oder wenigstens eine neue Haarnadel mit grotesk ausgeputzter Quaste in eins der beiden Haarbüschel gesteckt zu haben, die beim Kasieren des Kopfes ungehorsam bleiben. Auch in derlei Nadelverzierungen offenbart sich der Hang und das Talent der Japaner zur Darstellung des Burlesken, Fratzenhaften

oder Karikierten; doch sind sie gewöhnlich so winzig, daß nur ein Kennerauge ihre Schnurrigkeit auf den ersten Blick begreifen und würdigen kann: bald klebt auf der Nadelkrümmung ein kaum erbsengroßes Ei, aus dessen aufplatzender Schale ein drolliges Baby herausguckt, bald ein neckischer mythologischer Kobold, bald wieder ein Karpfenkopf mit gräßlich weit aufgerissenen Augen. Die zuletzt genannte Zierde wird jedoch nur Knaben zuteil, denen bei jeder Gelegenheit der Karpfen als Lebenssymbol vor Augen geführt wird, weil er ja im Kufe steht, hartnäckig stets „gegen die Strömung“ zu kämpfen. Demnach flattert auch beim „Festtag der Knaben“ im Wonnemonat Mai — an dem die japanische Knabenwelt gewissermaßen gemeinschaftlich Geburtstag feiert — über jedem Dache, worunter ein Japaner heranwächst, ein gewaltiger, oft mehrere Meter langer leuchtend roter Karpfen aus Seidenpapier an schwanker Bambusstange im Winde, gegen den sich das lustige leichte Fischmodell zu drehen und zu stellen sucht, während zugleich eine im aufgesperrten Maul angebrachte Darmsaite überirdische Aeolsharfenlänge hervorbringt. Vier Wochen vor diesem Knabenfest feiern dagegen die kleinen Mädchen ihren großen Tag, dessen wichtigstes Ereignis die Ausstellungen selbstgeflicketer Puppen sind, in denen tüchtergesegnete Familien wetteifern, während am Knabenfest die Väter alle von den Ahnen ererbten Schwerter, vom Zweihänder bis zum Harakiridolch, zur Schau bringen, um den heroischen Sinn nicht aussterben zu lassen.

Bei diesen Festen treten aber auch all die reizvollen, unterhaltenden, der Jugend Jippons eigentümlichen Spiele in ihre Rechte; doch würde es einen Folianten ergeben,

wollte ich sie hier der Reihe nach durchmustern, ganz abgesehen von den auch bei den japanischen Kleinen beliebten Ball-, Federball- und Reifenspielen, dem Kreiseln und Schießen mit Pustrohr und Armbrust und Teschin, sowie dem bei Herangewachsenen in Aufnahme gekommenen Cricket, Fußball und Lawn-Tennis und sonstigen international gewordenen Ergänzungen; besonders seit dem englisch-japanischen Schmollis geizt das strebsame Jung-Japan förmlich nach Rekorden auf dem Gebiet britischer Mode-Sportspiele, bieweil unsere Jugend die Straßen mit dem in China längst veralteten Diabolo unsicher zu machen beginnt. Und ist es nicht seltsam, daß der Drache, ehe er unserer Flugmaschinen-Technik zu Hilfe kam, nur als Sonntagnachmittag-Zeitvertreib für unsere Buben in Betracht fiel, während sein geheimnisvolles Schweben in Ostasien von jeher mehr den nachdenklichen Spekulationsgeist der Alten als kindlich-täppische Spielfreudigkeit angeregt hatte?

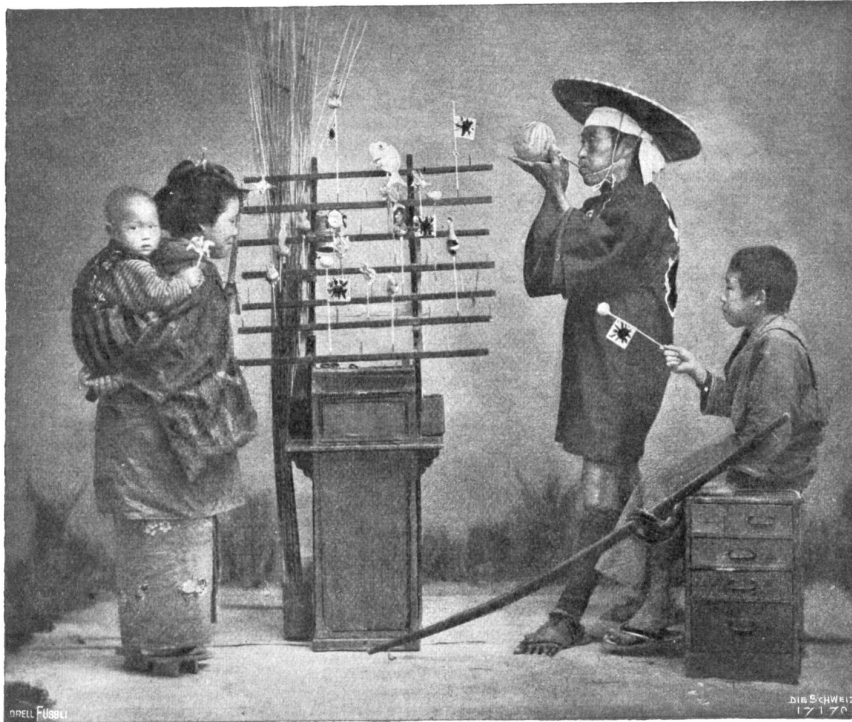
Die „erdbebensicheren“ Häuschen Japans, deren mit Papier befensterte Holzrahmenwände bei günstiger Witterung beiseite geschoben werden, machen es dem Reisenden nicht schwer, auch die „Innen“-Spiele zu belauschen, die noch nicht den Weg über das Gelbe Meer zu uns fanden. Eins der volkstümlichsten darunter ist das Ken, dem wir auch im italienischen Mora begegnen; wie jenes wird auch das Ken von zwei sich mit ausgespreizten Fingern Gegenüberstehenden gespielt (vgl. Abb. 5). Wesent-

lich für alle Abarten der Gattung Ken ist die vereinbarte Bedeutung gewisser Gesten und Handhaltungen oder vielmehr die Kunst, den vom Mitspieler pantomimisch angebeuteten Gegenstand durch eine Handstellung zu übertrumpfen, die ein Ding ausdrückt, das dem vom Gegner gespielten überlegen oder verderblich ist. Wird z. B. durch die Fingerstellung „Papier“ ausgedrückt, so ist ihr sofort durch die für „Schere“ zu begegnen; denn diese kann das Papier verletzen, zerschneiden; Feuer aber kann die Schere schmelzen und zerstören, Wasser wiederum das Feuer auslöschen, und so geht es mit Grazie fort, bis eine Stockung, eine Verlegenheitspause eintritt, die dem Schuldigen ein Pfand abnötigt. Bei der abergläubischen Bewunderung des Fuchses in Japan fällt auch diesem Tier im Rahmen der Ken-Spiele eine bemerkenswerte Rolle zu; doch dürfen beim Kitsune-Ken, eben dem Fuchs-Ken, nur Freund Keineke, der Jäger und sein Gewehr ins Wechsellreffen geführt werden, wobei aber die Vereinigung von zwei Begriffen, wie Jäger und Gewehr, gestattet ist, um die Ueberlegenheit dem Fuchs gegenüber zu gewinnen.

Auch das ungemein beliebte Konkonchiki (vgl. Abb. 1) knüpft an die grenzenlose Schlaueit der Füchse an. So ergötlich kann dieses Spiel wirken, daß selbst ernsthafteste Europäer sich beim Zuschauen oft vor Heiterkeit krümmen, und es wäre wohl wert, auch bei unserer Kinderwelt Eingang zu finden. An sich ist es freilich sehr einfach; denn es



Japanische Kinderspiele Abb. 3. Japanischer Schuhladen.



Japanische Kinder Spiele Abb. 4. Spielzeughändler.

kommt nur darauf an, daß der oder die durch eine Kopfbinde als Fuchs Bezeichnete es fertigbringt, durch die lockere Schlinge eines langen schmalen Seidengürtels, der an jedem Ende von einem Mitspieler gehalten wird, hindurchzulangen und ein jenseits stehendes Schälchen voll Tee auf demselben Wege zurückzubefördern und zu sich zu nehmen, ohne von dem Tee etwas zu verschütten oder bevor die Mitspieler Zeit gefunden haben, den Seidenstrang anzuziehen. Geschieht dies, sodaß Arm, Hand oder Tasse eingeklemmt werden, dann gilt der Fuchs als in der Falle gefangen, entsteht dagegen ein inhaltsleerer Knoten, so müssen die Fallsteller Pfänder erlegen. Reisende, die gern Sensationelles aufsuchen, pflegen mit viel Augenzwinkern davon zu berichten, daß dies Pfändergeben im Ablegen von Kleidungsstücken bestehe, was aber höchstens auf gewisse, von der guten japanischen Gesellschaft gemiedene, nur für lästerne Fremde zurechtgemachte Unterhaltungen Giltigkeit hat.

Noch verbreiteter als die vorhingenannten Ergänzungen, bei denen geistige Schlagfertigkeit und Behendigkeit der Glieder gleichermaßen in Frage kommen, sind verschiedene Kartenspiele, unter denen das Hana-garata, die „Blumenkarte“, obenansteht (vgl. Abb. 6); mit wahrer Leidenschaft wird dieses aller Orten gespielt und am Neujahrstage sogar die Nachtruhe und Speise und Trank darüber vergessen. Schwere Strafen mußten darauf gesetzt werden, dieses verführerische Spiel gar noch durch Geldeinsätze zum Hazard und damit für den Volkswohlstand verderblich werden zu lassen. Beim Hana-garata werden für jeden Monat, der durch darin blühende Pflanzen ausgedrückt wird, vier Karten, im ganzen also acht- undvierzig verwendet, von denen die Trümpe durch

Schmetterlinge, Vögel oder Dichterzitate gekennzeichnet sind. Nehmen mehr als drei Spieler teil, so wird auch die Anzahl der Karten vervielfacht; doch wird dann die ohnehin nicht leichte Rechnung ziemlich verwickelt.

Am schwierigsten von allen Spielen aber ist das aus China stammende Go (vgl. Abb. 2), das mit nicht weniger als hundertachtzig weißen gegen hunderteinundachtzig schwarze Mundsteine auf den dreihunderteinundsechzig Kreuzungsstellen der achtunddreißig Linien gespielt wird, die das Go-Brett quadrieren. Anstrengender und schwieriger als das Schach bietet das Go diesem gegenüber den Vorzug, daß nicht durch ein winziges Versehen das ganze Spiel verloren werden kann; vielmehr stehen den Kämpfern stets verschiedenartige Rettungsmöglichkeiten offen, und es gibt Spieler, die niemals besiegt wurden. Kleinere Kin-

der begnügen sich naturgemäß mit einfacheren Brettspielen und bevorzugen darunter das Gobang, bei dem es nur darauf ankommt, im Schutze eines schlagkräftigen schwarzen Steines fünf weiße in eine gerade Linie zu bringen. Doch auch noch unter sehr jugendlichen Damen findet man hervorragende Meisterinnen im Go, gerade so wie in all den andern zierlichen Künsten, die bei den in Japan fast völlig ans Haus und an die Familie gefesselten Frauen zur guten Erziehung gehören, wie z. B. in der Fertigkeit, möglichst winzige Zwergbäume aufzuziehen oder künstlerisch angeordnete Sträucher in die Wägen zu „dichten“ — gewöhnlich mit nicht mehr als drei Blumen — oder in dem völligen Beherrschen aller bei der „Tee-Zeremonie“ in Betracht kommenden Gebräuche und Regeln. Auch das Musizieren auf der einsaitigen Samisen-Gitarre und das Dilettieren in den von berufsmäßigen Geishas zu künstlerischer Vollkommenheit entwickelten pantomimischen Tänzen gehören zuguterletzt in das Gebiet der häuslichen Spiele (vgl. Abb. 7).

Als freilich in Japan auf allen Gebieten die Europäisierung mit krampfhafter Schnelligkeit platzgriff — also anfangs der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts — da wurden auch die hier geschilderten Vergnügungen der heranwachsenden Jugend als nicht mehr zeitgemäße, unmoderne Torheiten ebenso zum alten Eisen geworfen wie die althergebrachte, so bequeme und gerade für die Japaner überaus kleidjame Tracht. Im Sturmschritt verließen die Frauen ihre enge Häuslichkeit und wirbelten in Pariserkostümen nach den Klängen der vom Orchestrion gefiedelten Wiener Walzer durch die Ballsäle, mochte das ungewohnte Wieder auch noch so

beschwerlich fallen. Doch mit der inzwischen ganz sacht vollzogenen Rückkehr in den Kreis häuslichen Wirkens und zur frühern Tracht haben die japanischen Mamas ihren Sprößlingen auch das, was ihre eigene Jugend einst inmitten eines stillen Familienglückes so freundlich erblickte, aus der Kumpelkammer hervorzukramen und

wieder zu Ehren zu bringen begonnen. Heut wie vormals sieht man japanische Kinder niemals träge und ungezogen herumlungern, sondern in geeigneten Winkeln mit irgend einer vergnüglichen, der Ausbildung des Körpers oder Witzes dienenden Unterhaltung, einem nie völlig wertlosen Spiele beschäftigt.

Dr. Kurt Voel, Bern.

Sittenmandate, Steuerdefraudationen und andere Bilder aus dem Städteleben der alten Zeit.

Wir alle haben in der Schule ein paar Jahre Schweizer Geschichte genossen. Was wir da über das Leben unserer Altvordern erfahren haben, ist nicht viel. Gewiß, es hat einen wichtigen Teil ihres Wirkens ausgemacht, was man uns mitteilte; aber die Kämpfe und wieder Kämpfe, Eroberungen, Kriegsbündnisse und Friedensschlüsse und dazwischen einmal eine Verfassungsänderung waren doch nicht alles. Und über das andere, das tägliche Leben in den Städten zur alten Zeit, die Beschäftigungen, mit denen uniere Vorfahren neben ihrer Handwerksarbeit die Zeiten zwischen den Kriegen ausfüllten, und die Anschauungen, die sie über die Welt außerhalb ihrer festen Städte hatten, ist uns nichts gesagt worden. Wir können, wenn wir durchs Landesmuseum schreiten, uns die Zimmer ohne Mühe gegenwärtig machen, in denen die alten Eidgenossen gelebt, wir sehen die Tische, an denen die Junftgejellen geseßen, die Becher, aus denen sie getrunken; aber wenn wir wissen wollen, worüber sie gesprochen haben und was ihre Gedanken für gewöhnlich erfüllte, wenn gerade keine Kriegsgefahr und kein besonderer städtischer Skandal die Aufmerksamkeit absorbiert hatten, so läßt uns auch das Museum im Stich. Es wäre ungerecht, die Schuld hierfür, wie heutzutage der erste Gedanke zu sein pflegt, in unserm Schulsystem zu suchen. Nicht nur die Geschichtslehrer, auch die moderne Geschichtsforschung weiß nicht allzuviel darüber. Und auch das, was sie in den letzten Jahrzehnten, oft durch mühsame Kombinationen aus Urkundenbüchern, herausgefunden hat, ist erst zum allergeringsten Teile schon in die lebendige Form gegossen worden, die die Ergebnisse der Wissenschaft populären Zwecken dienlich macht. So müssen wir denn, wollen wir mehr erfahren, nach auswärts wandern und sehen, ob wir nicht anderswo eine Quelle finden, die uns über das Leben und Treiben auch in den schweizerischen Städten der alten Zeit Aufschluß geben kann. Der glückliche Zufall will es, daß wir eine solche Fundgrube besitzen, und ein noch besserer Zufall hat bestimmt, daß diese Quelle nicht weniger unterhaltend als belehrend ist.

Unsere Altvordern, die so trefflich mit dem Schwerte dreinzuschlagen und so schlau politisch zu manövrieren wußten, verstanden es weniger mit der Feder umzugehen. Noch zur Zeit ihrer glänzendsten Waffentaten während der Burgunderkriege mußten die Stellen der Stadtschreiber, also der obersten politischen Sekretäre, häufig genug mit „Schwabern“ besetzt werden. Daß ein Mann, der nicht zur Schreiberzunft gehörte oder kein Geistlicher war, ohne Not zur Feder gegriffen und Beob-

achtungen und Erinnerungen aus seinem Leben aufgezeichnet hätte, war so gut wie gänzlich ausgeschlossen. Anders stand es damals in Italien. Da weckte die Verührung mit den Großen der Renaissanceliteratur auch bei den Leuten, die beruflich als Bankiers oder Großindustrielle tätig waren, die Lust an künstlerischem literarischem Schaffen, und zur Lust kam die größere Fertigkeit in der Kunst der Darstellung, die die Italiener ihrer alten Kultur und ihren behaglichen Verhältnissen verdankten. Nirgends mehr war dies der Fall als in der „Blumenstadt“ am Arno, in der alle geistigen Bewegungen Italiens als in ihrem Zentrum zusammentrafen, in Florenz. Dort lebte auch der Mann, der ein rechter Vertreter dieser reichen, kunstverständigen Kaufmannsaristokratie war, der Novellist Franco Sacchetti, aus dessen Geschichtenbuch wir einiges mitteilen möchten. Das äußere Leben des Erzählers bietet nichts Bemerkenswertes; es verlief so, wie das der meisten Florentiner aus den alten guten Familien, die sich dem Kaufmannsberufe gewidmet hatten. Wie alle tüchtigen Kaufleute, mußte der junge Franco (er war ungefähr 1335 geboren) sich zuerst gründlich auswärts umsehen; neben einem Aufenthalt in verschiedenen italienischen Städten finden wir ihn auch in Slavonien tätig. Als er seine Lehrjahre absolviert hatte, kehrte er in seine Heimatstadt Florenz zurück, und wie es seinen Fähigkeiten und dem Rang seiner Familie entsprach, ward er nun in verschiedene Behörden gewählt, etwa auch als Gesandter verwendet. Daneben trieb er sein Geschäft eifrig weiter und führte so ein behagliches, wenn auch von häuslichem Ungemach nicht ganz freies Leben, bis er etwa im Jahre 1400 vom Tode dahingerafft wurde. Soweit



Japanische Kinderpiele Abb. 5. Das Men=Spiele.